

Unternehmen Hamburg

Eine Geschichte der neoliberalen Stadt





Nach dem Boom

Herausgegeben von
Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael

Arndt Neumann: Unternehmen Hamburg

Arndt Neumann

Unternehmen Hamburg

Eine Geschichte der neoliberalen Stadt

Mit 112 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

Gedruckt mit Mitteln des Gottfried Wilhelm Leibniz-Programms der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie mit freundlicher Unterstützung der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein und des Förderungsfonds Wissenschaft der VG WORT..

Zugleich: Dissertation Universität Trier 2017.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2018, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Arbeiter der Howaldtswerke-Deutsche Werft in Hamburg
demonstrieren vor dem Firmengelände, 8. September 1983. © picture alliance / AP
(Foto: Thomas Grimm)

Satz: textformart, Göttingen | www.text-form-art.de

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2566-7246

ISBN 978-3-647-35594-8

Inhalt

Einleitung	7
Erster Teil: Der Boom. Hamburg von 1960 bis 1973	25
1. Die Hafen- und Industriestadt	27
2. Vom Kontorhaus zur City Nord	49
3. Zwischen Trabantenstadt und Eigenheim	72
4. Hochhäuser statt Slums	92
5. Die fordistische Stadt	109
Zweiter Teil: Die Krise. Hamburg von 1973 bis 1989	127
1. Ausfluggung, Werftensterben, Containerisierung	129
2. Zwischen Einkaufspassage und Personal Computer	155
3. Das Ende der Großsiedlungen	177
4. Von Fabrikrainen zu Medienhäusern	198
5. Der Strukturbruch	215
Dritter Teil: Die wachsende Stadt. Hamburg von 1989 bis 2008	231
1. Die neuen Cluster	233
2. Die Rückkehr der Innenstadt ans Wasser	256
3. Am Rand. Großsiedlungen und Einfamilienhausgebiete	282
4. New Economy, Eigentumswohnungen, kreative Milieus	304
5. Die neoliberale Stadt	324
Schluss	341
Bildteil	355

Bildnachweis	457
Abkürzungen	463
Quellen- und Literaturverzeichnis	465
Quellen	465
Literatur	491
Register	511
Personenregister	511
Sachregister	513

Einleitung

Im Herbst 1983, wenige Wochen nachdem auch eine mehrtägige Besetzung der Howaldtswerke-Deutsche Werft durch tausende Arbeiter weitere Massenentlassungen nicht hatte verhindern können, hielt der Hamburger Bürgermeister Klaus von Dohnanyi eine viel beachtete Rede.¹ Schonungslos wandte er sich dem wirtschaftlichen Niedergang der Stadt zu. Er sprach von dem geringen Wirtschaftswachstum, der hohen Arbeitslosigkeit und von dem drastischen Bedeutungsverlust der Industrie. Doch zugleich richtete er seine Aufmerksamkeit auf die kommenden Aufgaben. Wenn die Stadt ihre Wirtschaft neu ausrichte, wenn sie neben dem Hafen zeitgemäße Branchen wie den Flugzeugbau und die Medien fördere, dann habe sie eine Zukunft. Für diese Zukunft, so Dohnanyi, stehe auch der Titel seiner Rede. Er lautete »Unternehmen Hamburg«².

Zum einen wies Dohnanysis Rede weit zurück, in eine Vergangenheit, die uns heute fremd erscheint. In ihr war die Erinnerung an die »goldenen Sechziger Jahre«³, die in Hamburg durch den Boom des Massenumschlags, das große Gewicht des Schiffbaus, die Bürobauten der Mineralölkonzerne und den sozialen Wohnungsbau in Großsiedlungen geprägt waren, weiterhin präsent. Das Wirtschaftswachstum und die Vollbeschäftigung dieses Jahrzehnts bildeten den Hintergrund, vor dem die Krise umso schärfer hervortrat. Zum anderen kündigte sich in der Rede eine Zukunft an, die 1983 erst schemenhaft zu erkennen war und die heute unsere Gegenwart ist. In dieser Gegenwart spielen Massengutumschlag, Werften und sozialer Wohnungsbau kaum noch eine Rolle. Stattdessen bestimmen der Containerumschlag, der Flugzeugbau, die Milieus der Kreativwirtschaft und globale Investmentfonds die Stadt. Diese Umbrüche, die sich in ähnlicher Weise auch in vielen anderen europäischen Städten vollzogen haben, stehen im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung. Oder genauer formuliert: Sie geht der Frage nach, wie sich nach 1970 die räumliche Ordnung der Arbeitswelt in europäischen Städten gewandelt hat.

Diese Fragestellung liegt quer zu bestehenden Abgrenzungen innerhalb der Geschichtswissenschaft. Sie überschneidet sich mit verschiedenen Teildisziplinen und Forschungsansätzen, von der Zeitgeschichte, über die Geschichte der Arbeit und den Spatial Turn bis hin zur europäischen Stadtgeschichte. Zwischen

1 Zur Rede von Klaus von Dohnanyi und zur Besetzung der HDW-Werft siehe Kapitel 1. Ausflagging, Werftensterben, Containerisierung, S. 146–152.

2 Klaus von Dohnanyi, »Unternehmen Hamburg«. Vortrag vor dem Übersee-Club Hamburg. 29.11.1983, in: Der Übersee-Club Hamburg (Hrsg.), Jahrbuch 1982/1983, Hamburg 1984, S. 1–28.

3 Ebd., S. 3.

diesen verschiedenen Schwerpunkten gibt es nur wenige Berührungspunkte. Vielfach bleiben die Debatten auf den jeweils eigenen Bereich beschränkt. Zum Teil werden sich wechselseitig ausschließende Ansätze verfolgt. Gerade deswegen ist es notwendig, sich mit den verschiedenen Forschungsständen kritisch auseinanderzusetzen und so eine tragfähige Grundlage für diese Arbeit zu schaffen. Dabei sind vier analytische Begriffe von besonderer Bedeutung: 1. Strukturbruch, 2. Raum, 3. Arbeit und 4. europäische Städte.

Zu 1: Mit dem Buch »Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970«⁴, das im Jahr 2008 erschien, lösten Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael eine breite Debatte aus.⁵ In ihm regten die beiden Historiker an, die Zeitgeschichte konzeptionell neu auszurichten. Nachdrücklich sprachen sie sich dafür aus, nicht länger Jahrestage, Sperrfristen für Akten und Jahrzehnte, sondern die »Herausforderungen der Gegenwart«⁶ zum Ausgangspunkt der Forschung zu machen. Zugleich traten sie dafür ein, sich nicht in Einzelforschungen zu verlieren, sondern ausgehend von einem sozialökonomischen Schwerpunkt übergreifende Periodisierungen herauszuarbeiten. Auf dieser Grundlage schlugen sie vor, die Geschichte westeuropäischer Gesellschaften nach 1945 in zwei Zeiträume zu unterteilen. Zum einen den des Booms, der die Jahre von 1948 bis 1973 umfasse. Er sei durch hohe Wachstumsraten, umfassende staatliche Eingriffe und die zentrale Stellung der industriellen Massenproduktion gekennzeichnet und lasse sich auch als »fordistisches Produktionsregime«⁷ bezeichnen. Zum anderen den Zeitraum nach dem Boom, der nach 1973 einsetze und der bis in die Gegenwart fortdaure. In deutlichem Kontrast zu den vorangegangenen Jahrzehnten seien nun geringes Wirtschaftswachstum, der Bedeutungsverlust von »Traditionsindustrien«⁸ und hohe Arbeitslosigkeit vorherrschend. Zugleich hätten Computer und Internet sowie Börsen und Banken mehr und mehr an Einfluss gewonnen. Deswegen könne diese Zeit auf den Begriff des »digitalen Finanzmarkt-Kapitalismus«⁹ gebracht werden.

Der nach 1973 einsetzende Umbruch werde dabei durch drei Entwicklungen bestimmt. So sei die keynsianistische Wirtschaftspolitik, für die staatliche Eingriffe eine zentrale Rolle spielten, durch die monetaristische Wirtschafts-

4 Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2010².

5 Zur Debatte um »Nach dem Boom« siehe: Morten Reitmayer/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Die Anfänge der Gegenwart. Westeuropa nach dem Boom, München 2014; Knud Andresen u. a. (Hrsg.), Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitswelten, Bonn 2011; Mehrfachbesprechung von Hans Günther Hockerts, Christoph Boyer, Jens Hacke, Maren Möhring und Stephan Lessenich, in: Sehepunkte 9 (2009) H. 5, URL: <http://www.sehepunkte.de/2009/05/> (9.2.2016); Anselm Doering-Manteuffel u. a. (Hrsg.), Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Göttingen 2016.

6 Doering-Manteuffel/Raphael, Nach dem Boom, S. 26.

7 Ebd., S. 27.

8 Ebd., S. 52.

9 Ebd., S. 27.

politik, die sich vor allem am Markt ausrichte, abgelöst worden. Zudem habe die Digitalisierung, insbesondere durch den Aufstieg des Internets nach 1995, die gesamte Gesellschaft durchdrungen. Und schließlich habe sich nach 1968 ein neues Menschenbild durchgesetzt, das auf Individualität und Kreativität beruhe. Die drei Entwicklungen, die unabhängig voneinander entstanden seien, hätten sich nach und nach miteinander verbunden und so zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen geführt. Diese ließen sich mit den Begriffen »gesellschaftlicher Wandel von revolutionärer Qualität«¹⁰ und »Strukturbruch«¹¹ genauer fassen. Gesellschaftlicher Wandel von revolutionärer Qualität beschreibe zunächst unscheinbare gesellschaftliche Veränderungen, die jedoch langfristig schwerwiegende Folgen hätten. Strukturbruch bezeichne eine Vielzahl kleinerer Umbrüche, die erst in ihrem Zusammenwirken zu einem tiefen Einschnitt führten.

Dieser konzeptionelle Rahmen, der in der zeitgeschichtlichen Forschung weitgehend auf Zustimmung gestoßen ist, stellt den zentralen Ausgangspunkt der folgenden Untersuchung dar. Das gilt insbesondere für den Begriff des Strukturbruchs. Im Unterschied zu älteren geschichtswissenschaftlichen Ansätzen, wie die westdeutsche Sozialgeschichte¹² oder die Annales-Schule¹³, die vor allem die Dauerhaftigkeit gesellschaftlicher Strukturen betont haben, nimmt dieser Begriff deren Diskontinuität in den Blick. Dabei wirft er die Frage auf, wie sich der Übergang zwischen verschiedenen in sich stabilen gesellschaftlichen Ordnungen denken lässt. Die Antwort darauf liegt meiner Ansicht nach in dem Verständnis von gesellschaftlicher Stabilität. Wenn gesellschaftliche Stabilität als natürlicher Normalzustand begriffen wird, dann bleiben plötzliche Veränderungen schwer zu fassen. Wenn sie demgegenüber als relatives Gleichgewicht gegeneinander wirkender wirtschaftlicher, sozialer, politischer und kultureller Kräfte gedacht wird, dann lassen sich diese erklären. Sobald einzelne Kräfte stärker werden, schwächer werden, verschwinden oder neu hinzukommen, können scheinbar festgefügte Strukturen auseinanderbrechen. Genau das, so die dieser Untersuchung zugrundeliegende These, ist nach 1973 passiert.

10 Ebd., S. 29.

11 Ebd.

12 Zur westdeutschen Sozialgeschichte siehe: Klaus Nathaus, Sozialgeschichte und Historische Sozialwissenschaft. Version 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, URL: http://docupedia.de/zg/Sozialgeschichte_und_Historische_Sozialwissenschaft (9.2.2016); Bettina Hitzer/Thomas Welskopp (Hrsg.), Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen, Bielefeld 2010; Jürgen Kocka, Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, Göttingen 1986².

13 Zur Annales-Schule siehe: Lutz Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart, München 2003, S. 96–116; Matthias Middel/Steffen Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten 1929–1992, Leipzig 1994; Marc Bloch u. a., Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse, Frankfurt am Main 1977.

Zu 2: Ausgehend von Edward W. Sojas Standardwerk »Postmodern Geographies«¹⁴, das im Jahr 1989 erschien, hat der Spatial Turn in den vergangenen Jahren auch die Geschichtswissenschaft erfasst. Zahlreiche Tagungen und Veröffentlichungen haben sich diesem Forschungsansatz gewidmet, vom Deutschen Historikertag, der im Jahr 2004 unter dem Motto »Kommunikation und Raum«¹⁵ stattfand, über den von Jörg Döring und Tristan Thielmann herausgegebenen Sammelband »Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften«¹⁶ bis hin zu der von Susanne Rau geschriebenen Einführung »Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen«¹⁷.

Raum, so kann ohne weiteres festgestellt werden, ist zu einem maßgeblichen Begriff historischer Forschungen geworden. Besonderes Augenmerk legen die Vertreter des Spatial Turns dabei auf sich wandelnde Konzepte und Wahrnehmungen. Sie beschäftigen sich, um einen der zentralen Begriffe des Forschungsansatzes aufzugreifen, mit Räumen als »sozialen Konstruktionen«¹⁸. Dieser Begriff verweist auf die erkenntnistheoretischen Setzungen, die dem Spatial Turn zugrunde liegen und die ihren klarsten Ausdruck im radikalen Konstruktivismus gefunden haben.¹⁹ Der radikale Konstruktivismus, zu deren wichtigsten Vertretern Ernst von Glasersfeld gehört, weist die Grundannahme realistischer Erkenntnistheorien, der Mensch könnte eine außerhalb von ihm liegende Wirklichkeit erkennen, entschieden zurück. Zwar gebe es diese Wirklichkeit, sie bleibe jedoch unerreichbar. Stattdessen konstruierten Menschen verschiedene Vorstellungen der Wirklichkeit, die ihren je eigenen Bedürfnissen entsprächen.

Es würde den Rahmen der Einleitung sprengen, in eine ausführliche Diskussion über den radikalen Konstruktivismus einzusteigen. Deswegen muss eine kurze Anmerkung genügen. Skeptizismus, und Ernst von Glasersfeld verortet sich ausdrücklich in einer »skeptischen Tradition«²⁰, ist historisch kein neues Phänomen. Gerade in Krisenzeiten hat es immer wieder skeptische Strömungen

14 Edward W. Soja, *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London 1989.

15 Arnd Reitemeier/Gerhard Fouquet (Hrsg.), *Kommunikation und Raum*. 45. Deutscher Historikertag in Kiel vom 14. bis 17. September 2004. *Berichtsband*, Neumünster 2005.

16 Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008.

17 Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt am Main 2013.

18 Ebd., S. 8.

19 Zum radikalen Konstruktivismus siehe: Ernst von Glasersfeld, *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*, Frankfurt am Main 1997; Gebhard Rusch/Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Konstruktivismus. Geschichte und Anwendung*, Frankfurt am Main 1992; Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*, Frankfurt am Main 1987.

20 Ernst von Glasersfeld, *Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität*, in: Heinz Gumin/Heinrich Meier (Hrsg.), *Einführung in den Konstruktivismus. Beiträge von Heinz von Foerster, Ernst von Glasersfeld, Peter M. Hejl, Siegfried J. Schmidt, Paul Watzlawick*, München 1992, S. 9–39, hier S. 9.

gegeben. Aber die Geschichte der Philosophie ist nicht in erster Linie die Geschichte des Skeptizismus. Sie ist vor allem die Geschichte der philosophischen Systeme, welche die Zweifel immer wieder überwunden haben.²¹ Auch gegenwärtig deutet sich dies wieder an. In jüngster Zeit wächst gerade in der Philosophie die Kritik am Konstruktivismus. Erneut wenden sich viele Philosophen dem Realismus zu.²² Auch in der Ideengeschichte gibt es eine *Longue Durée*.

Viel wichtiger als philosophische Debatten ist jedoch etwas anderes. Für eine empirische Wissenschaft wie die Geschichte ist von zentraler Bedeutung, welche Forschungsfragen durch einen erkenntnistheoretischen Ansatz ermöglicht werden, und welche nicht. Hier fällt die Antwort eindeutig aus. Wenn es nur noch Wahrnehmungen gibt, und nichts anderes bedeutete die Rede von der Konstruktion der Wirklichkeit, dann lassen sich Strukturen und Prozesse nicht länger erkennen. In dem die Verfechter des Spatial Turns diese Setzung übernehmen, schränken sie die Zahl der möglichen Forschungsfragen massiv ein. Hinter der scheinbaren Vervielfältigung der Perspektiven verbirgt sich ein eindimensionaler Begriff des Raumes.

Demgegenüber ermöglicht ein Rückbezug auf Reinhart Koselleck ein komplexeres Verständnis.²³ In einem Vortrag, den Koselleck im Jahr 1986 vor dem Deutschen Historikertag in Trier hielt, machte er verschiedene Ebenen des Verhältnisses zwischen »Raum und Geschichte«²⁴ aus. Ebenso wie Zeit gehöre auch Raum »kategorial gesprochen, zu den Bedingungen möglicher Geschichte«²⁵. Zugleich habe auch der Raum selber eine Geschichte. Neben der »Rekonstruktion vergangener Raumvorstellungen« gehe es hier um die »Rekonstruktion vergangener sogenannter Wirklichkeiten«.²⁶ Bei den vergangenen Wirklichkeiten ließe sich wiederum zwischen »metahistorischen Raumvorgaben« und »historischen Räumen menschlicher Organisation« unterscheiden.²⁷ Auch deren Verhältnis sei dem historischen Wandel unterworfen. Während die natürlichen Vorgaben durch Land, Meer, Küsten, Flüsse, Gebirge und Ebenen zunehmend an Bedeutung verlören, träten die von Menschen geschaffene Bewässerungsanlagen, Kanäle, Dämme und Straßen mehr und mehr in den Vordergrund.

21 Johannes Hirschberger, *Geschichte der Philosophie*. Bd. I. Altertum und Mittelalter, Freiburg 1991¹⁴; Johannes Hirschberger, *Geschichte der Philosophie*. Bd. II. Neuzeit und Gegenwart, Freiburg 1991¹³.

22 Zum Realismus siehe: Markus Gabriel (Hrsg.), *Der neue Realismus*, Berlin 2014; Armen Avanesian (Hrsg.), *Realismus Jetzt*, Berlin 2013; Paul Boghossian, *Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus*, Berlin 2013.

23 Siehe in diesem Zusammenhang: Christoph Dipper/Lutz Raphael, »Raum« in der Europäischen Geschichte. Einleitung, in: *Journal of Modern European History* 9 (2011) H. 1, S. 27–41.

24 Reinhart Koselleck, *Raum und Geschichte*, in: ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2003, S. 78–96.

25 Ebd., S. 82.

26 Ebd., S. 83.

27 Ebd., S. 86.

Das gilt, und hier geht meine Argumentation über Koselleck hinaus, insbesondere auch für Städte, die nahezu vollständig aus Kanalisation, Straßen und Gebäuden bestehen. Wenn im Folgenden von räumlicher Ordnung die Rede ist, dann ist diese Dimension des Raumes gemeint. Zwar werden immer wieder auch Konzepte, Wahrnehmungen und natürliche Vorgaben gestreift. Im Mittelpunkt stehen aber die von Menschen errichteten Bauten. Gerade an diesen Bauten, so die grundsätzliche Annahme, lässt sich nachzeichnen, wie sich die räumliche Ordnung der Arbeitswelt in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat.

Zu 3: In der historischen Forschung hat in jüngster Zeit eine vielschichtige Auffassung von Arbeit an Bedeutung gewonnen, vor allem in der Geschichte der Arbeit, die sich mehr und mehr von einer bloßen Geschichte der Industriearbeit löst.²⁸ Das zeigt sich auch in dem Sammelband »Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitswelten«, den Knud Andresen, Ursula Bitzegeio und Jürgen Mittag im Jahr 2011 veröffentlichten. In ihrer gemeinsam verfassten Einleitung treten sie für einen »erweiterten Arbeitsbegriff«²⁹ ein. Der »Wandel der Arbeitswelten« in den »nachindustriellen Gesellschaften Europas« mache ein neues Verständnis notwendig.³⁰ Viele der aus der »Hochindustrialisierung« stammenden Begriffe hätten angesichts der »postmodernen Unübersichtlichkeit« an Tragfähigkeit verloren.³¹ Heute stelle sich die Aufgabe, sich mit der wachsenden Bedeutung von Dienstleistungen, dem erneuten Aufkommen von prekären Arbeitsverhältnissen sowie der zunehmenden Vermarktlichung und Entgrenzung zu beschäftigen.

Wesentlichen Anteil an einer vielschichtigen Auffassung von Arbeit hat auch die Geschlechtergeschichte. Gerade in den letzten Jahren haben sich feministische Historikerinnen wieder verstärkt dem Thema zugewendet.³² Unter ihnen auch Barbara Duden, deren Aufsatz »Kontinuität oder Epochenbruch? Zeitenwende oder geschichtliche Schwelle? Zur Zeitgeschichte der Integration

28 Zur Geschichte der Arbeit siehe: Brigitta Bernet/Jakob Tanner (Hrsg.), *Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, Zürich 2015; Andreas Eckert, *Aspekte einer Globalgeschichte der Arbeitspolitik*, in: Hans-Jürgen Burchardt (Hrsg.), *Arbeit in globaler Perspektive. Facetten informeller Beschäftigung*, Frankfurt am Main 2013, S. 79–96; Jürgen Kocka (Hrsg.), *Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective*, New York 2010; Marcel van der Linden, *Workers of the World. Essays toward a Global Labor History*, Leiden 2008.

29 Knud Andresen u. a., *Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) im Wandel: Problemfelder und Fragestellungen*, in: dies. (Hrsg.), *Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitswelten*, Bonn 2011, S. 7–23, hier S. 9.

30 Ebd., S. 8.

31 Ebd.

32 Zur Geschlechtergeschichte siehe: Julia Paulus u. a. (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik*, Frankfurt am Main 2012; Karin Hausen, *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen 2012; Monika Mattes, *Krisenverliererinnen? Frauen, Arbeit und das Ende des Booms*, in: Knud Andresen u. a. (Hrsg.), *Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitswelten*, Bonn 2011, S. 127–140.

der häuslichen Ökonomie von Frauen in die formelle Ökonomie«³³ im Jahr 2014 in der Zeitschrift *L'Homme* erschien. Darin setzt sich Duden mit der Frage auseinander, inwieweit sich die Arbeitsverhältnisse von Frauen seit den 1970ern verändert haben. Ihr besonderes Augenmerk liegt dabei auf der sich verschiebenden Grenze zwischen unbezahlten und bezahlten Tätigkeiten. Unter anderem wendet sie sich der hohen Zahl von Teilzeitbeschäftigten, der wachsenden Bedeutung des »Care-Sektors« und der weiterhin »unbezahlten Sorge- und Hausarbeit« zu.³⁴

Sowohl die neueren Ansätze der Arbeitsgeschichte als auch die Geschlechtergeschichte bilden den Ausgangspunkt dieser Studie. Ihr liegt ein möglichst offener Begriff von Arbeit zugrunde, der die verschiedenen Tätigkeiten von Arbeitern, Angestellten, Selbstständigen, Künstlern, Kreativen und Hausfrauen umfasst. Nur mit einem solchen Verständnis, so die These, lässt sich das ganze Ausmaß der nach 1973 einsetzenden Umbrüche fassen, vor allem auch deswegen, weil damit neben industriellen Großbetrieben eine Vielzahl weiterer Arbeitsräume in den Blick gerät. In diesem Sinne beschäftigt sich die folgende Untersuchung mit Docks der Werften und Hallen des Flugzeugbaus, mit Kaischuppen und Containerterminals, mit Kaufhäusern und Einkaufspassagen, mit Großraumbüros und Internet-Startups sowie schließlich mit Arbeitsküchen und offenen Küchen.

Zu 4: Im Unterschied zu älteren Ansätzen, etwa Jürgen Reuleckes »Geschichte der Urbanisierung in Deutschland«³⁵, spielt der Begriff der »Modernisierung«³⁶ für die heutige Stadtgeschichte kaum noch eine Rolle. Unter anderem verdeutlicht dies die Überblicksdarstellung »Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850«³⁷, die Friedrich Lenger im Jahr 2013 veröffentlichte. Darin rückt Lenger den Begriff der »Moderne«³⁸, den er ausgehend von den soziologischen Theorien Andreas Reckwitz', Peter Wagners, Shmuel N. Eisenstadts und Zygmunt Baumanns entwickelt, in den Mittelpunkt seiner Konzeption.³⁹ Gegenüber dem Begriff der Modernisierung verschiebt sich damit die Perspek-

33 Barbara Duden, Kontinuität oder Epochenbruch? Zeitenwende oder geschichtliche Schwelle? Zur Zeitgeschichte der Integration der häuslichen Ökonomie von Frauen in die formelle Ökonomie, in: *L'Homme*. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 25 (2014) H. 2, S. 103–120.

34 Ebd., S. 104f.

35 Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt am Main 1985.

36 Ebd., S. 7.

37 Friedrich Lenger, *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, München 2013.

38 Ebd., S. 12.

39 Ebd., S. 11–24. Zu den theoretischen Bezügen von Friedrich Lenger siehe: Andreas Reckwitz, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2006; Peter Wagner, *Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin*, Frankfurt am Main 1995; Shmuel N. Eisenstadt, *Die Vielfalt der Moderne*, Weilerswist 2000; Zygmunt Bauman, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 1992.

tive. Zum einen wird das zeitliche Nacheinander, durch das die Modernisierungstheorien entscheidend geprägt waren, von einem räumlichen Nebeneinander abgelöst. Darauf verweist insbesondere der Begriff der »multiple modernities«⁴⁰, den Lenger von Eisenstadt übernimmt. Zum anderen spielt für das neue Verständnis der Moderne die Industrie kaum noch eine Rolle. Dementsprechend lockert Lenger die zuvor zentrale Verknüpfung von Urbanisierung und Industrialisierung. Zusammengenommen ermöglicht ihm dies eine neue Sicht auf die europäische Stadtgeschichte. Ihm gelingt es neben nordwesteuropäischen auch ost- und südeuropäische Städte in den Blick zu nehmen. Zudem kann er die Eigenheiten von Städten, die durch eine Urbanisierung ohne Industrialisierung gekennzeichnet sind, genauer fassen.⁴¹

Aber diese Stärke erweist sich auch als Schwäche, insbesondere im Hinblick auf die Zeit seit 1950, für die Lenger auf jede weitere Periodisierung verzichtet. Statt kurzatmiger Debatten über die Zukunft der Stadt sei es wichtig »längerfristige Entwicklungstendenzen«⁴² zu betonen. Doch gleichzeitig lässt sich die fehlende Unterteilung auch als Folge eines Begriffs der Moderne fassen, der sowohl das zeitliche Nacheinander als auch die Bedeutung der Industrie vernachlässigt. Demgegenüber ermöglicht ein sozialökonomischer Schwerpunkt eine klarere Gliederung der europäischen Stadtgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Erst in den 1960ern und frühen 1970ern, so die grundsätzliche Annahme, erreichte die Verbindung von Industrie und Urbanität ihren Höhepunkt. Die Zechen, Stahlwerke und Werften, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden waren, prägten weiterhin zahlreiche europäische Städte.⁴³ Zudem beruhten moderne Architektur und Stadtplanung darauf, die Organisationsprinzipien der Fabrik auf die gesamte Gesellschaft zu übertragen. Nach 1973, und das ist entscheidend, begann sich die Verbindung dann mehr und mehr aufzulösen, vom Niedergang der schwerindustriellen Städte bis hin zum Aufstieg der postmodernen Architektur.

In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Tobias Gerstung. In seiner Studie »Stapellauf für ein neues Zeitalter«⁴⁴, die im Jahr 2016 in der Reihe »Nach dem Boom« erschien, wendet er sich der Geschichte Glasgows zu. Seit den 1970ern habe sich die schottische Industriemetropole grundsätzlich verändert.

40 Lenger, Metropolen der Moderne, S. 14.

41 Ebd., S. 15.

42 Ebd., S. 19.

43 Zu neueren Ansätze der Industriestadtforschung siehe: Clemens Zimmermann (Hrsg.), *Industrial Cities. History and Future*, Frankfurt am Main 2013; Martina Heßler/Clemens Zimmermann, Einleitung. Neue Potenziale historischer Industriestadtforschung, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 43 (2012) H. 1, S. 6–14; Martina Heßler/Clemens Zimmermann, Perspektiven historischer Industriestadtforschung. Neubetrachtung eines etablierten Forschungsfeldes, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 51 (2011) H. 1, S. 661–694.

44 Tobias Gerstung, *Stapellauf für ein neues Zeitalter. Die Industriemetropole Glasgow im revolutionären Wandel nach dem Boom (1960–2000)*, Göttingen 2016.

Während Industrie und Hafen jegliche Relevanz verloren hätten, seien neue Dienstleistungsbranchen in den Mittelpunkt der wirtschaftlichen Entwicklung gerückt. Besonders klar zeige sich dies bei der Umnutzung der innerstädtischen Gewerbegebiete. An die Stelle von Werften und Kaianlagen seien dort neue Bürogebäude, teure Eigentumswohnungen und spektakuläre Kulturbauten getreten. Gleichzeitig habe sich mit der »Kreativen Stadt«⁴⁵ ein zeitgemäßes Leitbild durchgesetzt. Um diese Umbrüche angemessen einordnen zu können, greift Gerstung weit zurück. Ausführlich zeichnet er die »Entstehungsbedingungen des westschottischen Industrierevierts«⁴⁶ nach. Mit dem Aufschwung der Stahlproduktion, des Schiffbaus und des modernen Hafens habe sich eine dauerhafte »Grundkonfiguration«⁴⁷ herausgebildet, welche von 1870 bis 1970 bestanden habe. Für diesen Zeitraum lasse sich Glasgow dem »Typ der Industriehafenstadt«⁴⁸ zuordnen.

Auf diese Weise gelingt es Gerstung, die Tiefe des Einschnitts nach 1970 zu verdeutlichen. Mit der einsetzenden Deindustrialisierung löste sich die Struktur auf, die Glasgow in den vorangegangenen hundert Jahre bestimmt hatte. Doch zugleich überdeckt seine Typologie die Veränderungen, die sich zwischen dem späten 19. Jahrhundert und dem Nachkriegsboom vollzogen haben. Bezeichnenderweise ist für ihn der Begriff des fordistischen Produktionsregimes kein konzeptioneller Bezugspunkt.⁴⁹ Aber gerade mit dem parallelen Aufstieg von Fließbandproduktion und moderner Architektur seit den 1920ern bildete sich ein neues Verhältnis von Industrie und Urbanität heraus, das die Nachkriegsjahrzehnte maßgeblich beeinflusste. Seit 1970 verschwand deswegen nicht die Industriestadt im Allgemeinen, sondern eine bestimmte Form der Industriestadt, zu deren spezifischen Merkmalen unter anderem eine weitreichende staatliche Planung und eine umfassende soziale Absicherung gehörten. Und genau gegen diese Merkmale richteten sich die neoliberalen Ansätze, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts mehr und mehr an Gewicht gewannen.⁵⁰

45 Ebd., S. 369.

46 Ebd., S. 42.

47 Ebd., S. 43.

48 Ebd., S. 21.

49 Zum Fordismus siehe: Rüdiger Hachtmann/Adelheid von Saldern, Das fordistische Jahrhundert. Eine Einleitung, in: Zeithistorische Forschungen 6 (2009) H. 2, S. 174–185; Robert Boyer/Yves Saillard (Hrsg.), Regulation Theory. The State of the Art, London 2002; Michel Aglietta, Ein neues Akkumulationsregime. Die Regulationstheorie auf dem Prüfstand, Hamburg 2000; Joachim Hirsch/Roland Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus, Hamburg 1986.

50 Zum Neoliberalismus siehe: Philipp Ther, Der Neoliberalismus, in: Docupedia-Zeitgeschichte, URL: http://docupedia.de/zg/Ther_neoliberalismus_v1_de_2016 (13.7.2017); Thomas Biebricher, Neoliberalismus zur Einführung, Hamburg 2012; Philip Plickert, Wandlungen des Neoliberalismus. Eine Studie zur Entwicklung und Ausstrahlung der »Mont Pèlerin Society«, Stuttgart 2008; David Harvey, Kleine Geschichte des Neoliberalismus, Zürich 2007.

Wenn man dieses sich wandelnde Verhältnis von Urbanität und Industrie in den Mittelpunkt stellt, dann können für die europäische Stadtgeschichte nach 1950 zwei aufeinanderfolgende Stadttypen unterschieden werden. Ein erster Typus, der in den 1960ern und frühen 1970ern seinen Höhepunkt erreichte, lässt sich als »fordistische Stadt« fassen.⁵¹ Maßgeblich sind hier die Arbeiten des Stadtsoziologen Hartmut Häußermann und die der Historikerin Adelheid von Saldern. Gemeinsam ist ihnen, dass sie den engen Zusammenhang zwischen industrieller Massenfertigung und modernem Städtebau betonen. Ein zweiter Typus, der sich nach 1989 verfestigt hat, kann als »neoliberale Stadt« bezeichnet werden.⁵² Hier sind vor allem die Überlegungen des Geographen David Harvey und die der Politikwissenschaftlerin Margit Mayer von Bedeutung. Nicht mehr die Industrie, sondern die Finanzmärkte stellen nun den entscheidenden Bezugspunkt der städtischen Entwicklung dar. Die folgende Untersuchung entleiht diese beiden Begriffe ihren jeweiligen Kontexten und verwendet sie in einem spezifischen Sinn. Sie bezeichnet mit ihnen übergreifende städtische Ordnungen, in denen wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Verhältnisse zusammenwirken.

Die eingangs gestellte Frage, wie sich nach 1970 die räumliche Ordnung der Arbeitswelt in europäischen Städten gewandelt hat, kann nun genauer gefasst werden, mit einem Begriff des Strukturbruchs, der die Diskontinuität der gesellschaftlichen Entwicklung nach dem Boom hervorhebt, mit einem Konzept des Raumes, das den Schwerpunkt auf von Menschen errichtete Bauten legt, mit einem Verständnis von Arbeit, das unterschiedlichste Formen von Tätigkeiten einschließt, und mit einem Blick auf die europäischen Städte, der sich auf das sich ändernde Verhältnis von Industrie und Urbanität konzentriert.

51 Zur fordistischen Stadt siehe: Adelheid von Saldern, *Fordist Elements of the Industrial City in Germany and the United States*, in: Clemens Zimmermann (Hrsg.), *Industrial Cities. History and Future*, Frankfurt am Main 2013, S. 135–158; Adelheid von Saldern, »Alles ist möglich«. Fordismus – ein visionäres Ordnungsmodell des 20. Jahrhunderts, in: Lutz Raphael (Hrsg.), *Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert*, Köln 2012, S. 155–192; Dieter Läßle u. a., Vorwort: Die Gestaltung der Raum-Zeit-Muster »postfordistischer« Stadtquartiere, in: dies. (Hrsg.), *Zeiten und Räume der Stadt. Theorie und Praxis*, Opladen 2010, S. 9–23; Hartmut Häußermann u. a., *Stadtpolitik*, Frankfurt am Main 2008, S. 135–158; Hartmut Häußermann, *Sozialräumliche Polarisierung und Exklusion in der »europäischen Stadt« – Politische Chancen für eine »soziale Stadt«?*, in: Friedrich Lenger/Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung – Entwicklung – Erosion*, Köln 2006, S. 511–522.

52 Zur neoliberalen Stadt siehe: Margit Mayer, *Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt*, in: *Sub|urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 1 (2013) H. 1, S. 155–168; Peter Birke, »Hallo wer spricht?« Kommentar zu Margit Mayers »Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt«, in: *Sub|urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 1 (2013) H. 1, S. 175–179; Jason R. Hackworth, *The Neoliberal City. Governance, Ideology, and Development in American Urbanism*, Ithaca, 2007; David Harvey, *The Neoliberal City. A Talk at Dickinson College*. 1.2.2007, URL: <https://www.youtube.com/watch?v=rfd5kHb-Hc8> (9.2.2016).

Da diese Fragestellung auf einer allgemeinen Ebene nur unzureichend beantwortet werden kann, greift die folgende Abhandlung auf eine Fallstudie zurück. Anhand der Geschichte Hamburgs von 1960 bis 2008 untersucht sie das übergeordnete Thema. Dass die Wahl dabei auf diese Stadt gefallen ist, bleibt in gewisser Weise willkürlich. Auch andere europäische Großstädte wären in Betracht gekommen. Dennoch gibt es eine Reihe von Merkmalen, die für Hamburg sprechen. Zunächst seine Zweitrangigkeit. Hamburg ist weder eine nationale Hauptstadt wie Paris, deren räumliche Ordnung maßgeblich durch staatliche Institutionen bestimmt wird, noch ist sie ein globales Finanzzentrum wie London, das sich mit keiner anderen europäischen Stadt vergleichen lässt. Zudem ist Hamburg durch Wirtschaftsbranchen geprägt, die sich in den letzten Jahrzehnten besonders tiefgreifend verändert haben. Darauf verweisen die Containerisierung des Stückguthafens, der Niedergang der Werften und nicht zuletzt der Aufstieg der Kreativwirtschaft. Schließlich lassen sich auch die architektonischen Umbrüche deutlich nachvollziehen. Hamburg war Sitz der gewerkschaftseigenen Neuen Heimat, deren Großsiedlungen zu den prägenden Bauten des Booms gehörten. Und auch die wesentlichen Tendenzen der zeitgenössischen Architektur haben in der Stadt ihren Ausdruck gefunden. Dies gilt vor allem für das Stadtentwicklungsprojekt der Hafencity und für die von Stararchitekten errichtete Elbphilharmonie.

Der räumliche Schwerpunkt der Fallstudie liegt auf dem Gebiet des Stadtstaats. Wenn es sinnvoll erscheint, werden jedoch die Verwaltungsgrenzen überschritten. Dies gilt etwa für die Einfamilienhausgebiete, die im Umland entstanden sind, und für die städtischen Wirtschaftsplanungen, die sich bis weit in die Region erstreckt haben. Um das gesamte Ausmaß der Umbrüche nachzeichnen zu können, umfasst die Fallstudie zudem einen Zeitraum von fast fünf Jahrzehnten, vom Jahr 1960, in dem der Wiederaufbau weitgehend abgeschlossen war und Hafen und Schiffbau erneut an Stärke gewonnen hatten, bis zum Jahr 2008, in dem die Ausrichtung auf die globalen Finanzmärkte, die zuvor immer stärker geworden war, einen ersten Dämpfer erlitt.

Für die Geschichte Hamburgs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, und damit für den Zeitraum dieser Fallstudie, liegen bereits zahlreiche Untersuchungen vor. Einen Überblick bietet der von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte herausgegebene Sammelband »19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren«⁵³. Der Band enthält insgesamt 19 Artikel, die sich mit einer Vielzahl unterschiedlicher Themen beschäftigen. Unter anderem wenden sie sich der Ankunft des ersten Containerschiffes im Hamburger Hafen, dem Leben in der Großsiedlung Steilshoop und der Besetzung der Hafestraße zu. Zudem führt eine umfangreiche Auswahlbibliographie weitere wichtige Veröffentlichungen auf. Im Einzelnen wird darauf in den kommenden Kapiteln eingegangen. An dieser Stelle ist ein anderer Aspekt

53 Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München 2012.

des Sammelbandes von Bedeutung. Trotz der Vielzahl von Studien fehlt ein übergeordneter Rahmen, der die einzelnen Ereignisse zueinander in Bezug setzt. Das verdeutlicht die von Christoph Strupp verfasste Einleitung.⁵⁴ Zwar verweist Strupp auf die Debatte über den Strukturbruch, aber eine genauere Auseinandersetzung darüber, was dies für die Geschichte Hamburgs bedeuten könnte, bleibt aus. Seinen Ausdruck findet dies auch darin, dass mit Ausnahme zweier Artikel über den Hafen keine wirtschaftlichen Themen behandelt werden. Der Niedergang des Schiffbaus bleibt sogar vollkommen unerwähnt. Auch hier ermöglicht ein sozialökonomischer Schwerpunkt, eine Leerstelle zu füllen.

Ein Forschungsansatz, der auf einem solchen Schwerpunkt beruht, braucht spezifische Quellen, Quellen, die es ermöglichen, den historischen Wandel gesellschaftlicher Strukturen nachzuzeichnen. Für die westdeutsche Sozialgeschichte waren dies vor allem Statistiken.⁵⁵ Und auch heute bleiben sie unverzichtbar. Viele der mit dem Strukturbruch verbundenen Veränderungen lassen sich quantifizieren. Etwas ist viel mehr oder viel weniger geworden. Zudem liegen gerade für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zahlreiche Erhebungen vor. Gleichzeitig ist es von zentraler Bedeutung, die Grenzen der Quantifizierung nicht aus den Augen zu verlieren. Statistiken sind nicht neutral. Wie jede andere Quelle auch sind sie durch eine bestimmte Perspektive gekennzeichnet. Sie entsprechen der Sichtweise von hohen Beamten, Managern und Politikern, in deren Auftrag sie erstellt worden sind. Sie sind unempfindlich gegenüber unerwarteten Neuerungen. Erst wenn etwas als ein Problem erkannt ist, kann es statistisch erhoben werden. Schließlich bringen sie die Vorstellung eines allmählichen Wandels hervor. Je allgemeiner die Erhebungen sind, desto langsamer scheint sich etwas zu verändern. Aber historische Neuerungen finden nicht immer gleichmäßig statt. Manche Umbrüche vollziehen sich mit rasender Geschwindigkeit in eng umgrenzten Bereichen und breiten sich dann nach und nach aus.

Um diese Schwächen und Einseitigkeiten zu überwinden, sind weitere Quellen notwendig, die sich im Hinblick auf wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Strukturen auswerten lassen. Diese Quellen müssen über eine gesamtgesellschaftliche Relevanz verfügen, sie müssen über den ganzen Untersuchungszeitraum zugänglich sein und sie müssen sich, angesichts von fast fünf Jahrzehnten, mit einem vertretbaren Aufwand erschließen lassen. Das trifft für die folgenden vier Quellengruppen zu: 1. Leitbilder, 2. Architektur, 3. Dokumente sozialer Bewegungen und 4. Presseberichte.

54 Christoph Strupp, Einleitung. Die Historisierung der jüngsten Hamburger Stadtgeschichte, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München 2012, S. 9–15.

55 Jürgen Kocka, Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, in: Heinrich Best/Reinhard Mann (Hrsg.), Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, Stuttgart 1977, S. 4–10.

Zu 1: Der folgenden Abhandlung liegt ein weiter Begriff von Leitbildern zugrunde. Neben städtebaulichen Plänen fasst sie darunter auch wirtschaftspolitische Konzepte, programmatische Reden und Geschäftsberichte. Die meisten dieser Leitbilder sind durch eine große innere Vielschichtigkeit gekennzeichnet. Sie setzen sich aus Karten, Fotografien, Statistiken und sozialwissenschaftlichen Studien zusammen. Das verweist darauf, dass sie nicht von einzelnen Autoren, sondern von ganzen Planungsstäben und Arbeitsgruppen verfasst worden sind. In ihnen verständigten sich Behörden, Regierungen und Unternehmen darüber, was die zentralen gegenwärtigen Probleme waren und wie diese zukünftig gelöst werden könnten. Gerade darin bestand ihre gesellschaftliche Bedeutung. Zugleich sind Leitbilder als veröffentlichte Quellen bis in das frühe 21. Jahrhundert hinein verfügbar.

Zu 2: Unter dem Oberbegriff Architektur fasst diese Untersuchung verschiedene Bauten: Fabrikhallen, Hafenanlagen, Bürogebäude, Kaufhäuser, Ladepassagen, Wohnhochhäuser und Eigenheime. Diese Bauten werden ausdrücklich als sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Quellen begriffen. Nicht deren ästhetisches Gelingen, sondern deren gesamtgesellschaftliche Relevanz stehen im Mittelpunkt, eine Relevanz, die sich vielfach bereits aus den enormen Baukosten ergibt. Ausgehend davon werden Auftraggeber, Konstruktion, Bau und Nutzungen untersucht. Gerade letztere lassen umfangreiche Rückschlüsse zu. Von vorneherein ist jedes Gebäude auf bestimmte Nutzungen ausgerichtet. Nur unter der Bedingung, dass diese fortbestehen, bleibt auch das Gebäude erhalten. Wenn sich die Nutzungen wandeln, dann ändert sich auch das Gebäude. Es wird umgebaut, verfällt, steht leer, wird abgerissen oder durch einen Neubau ersetzt. Da Arbeit zu den wichtigsten Nutzungen gehört, verweist eine sich wandelnde Bebauung immer auch auf eine sich verändernde Arbeitswelt. Einen Zugang dazu ermöglichen Pläne, Skizzen, Fotografien, Computermodelle, Broschüren, Bücher, Architekturzeitschriften und die Gebäude selbst.

Zu 3: Eine weitere wichtige Quellengruppe stellen die Dokumente sozialer Bewegungen dar. Unter sozialen Bewegungen versteht diese Studie neben Streiks, Demonstrationen und Besetzungen auch massenhafte alltägliche Praktiken und subkulturelle Strömungen. Zu den Dokumenten zählt sie Transparente, Wandbilder, Flugblätter, Filme und Fotografien. Entscheidend ist, dass diese Dokumente eine Perspektive von unten einnehmen. Damit stellen sie ein wichtiges Korrektiv zu den anderen Quellen dar. Erst wenn die von unten kommenden Widerstände und Gegenkräfte in den Blick genommen werden, lassen sich die Bedingungen fassen, unter denen hohe Beamte, Politiker und Manager ihre Entscheidungen fällen. In diesem Sinne können die Dokumente sozialer Bewegungen wesentlich zu einem genaueren Verständnis gesellschaftlicher Umbrüche beitragen.

Zu 4: Schließlich greift diese Untersuchung auf Presseberichte aus dem *Hamburger Abendblatt*, dem *Spiegel*, der *Zeit* und dem *Stern* zurück. Über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg haben diese Zeitungen und Zeitschriften mit ihren hohen Auflagen die Öffentlichkeit beeinflusst. Zudem haben

sie allesamt ihren Redaktionssitz in Hamburg. Ihre Bedeutung besteht deswegen nicht nur darin, dass sie in der Stadt gelesen, sondern auch darin, dass sie dort geschrieben wurden. Die Presseberichte werden in zweifacher Weise ausgewertet, in Hinblick auf zeitgenössische Deutungen und als wichtige Informationsquelle, allerdings nur punktuell. Obwohl die Zeitungen und Zeitschriften, mit Ausnahme des *Sterns*, über einfach zugängliche digitale Archive verfügen, ist eine fünf Jahrzehnte umfassende systematische Auswertung nicht zu leisten.

Quer zu den vier Quellengruppen liegt eine Reihe übergreifender methodischer Fragen. Um Leitbilder, Flugblätter und Presseartikel einordnen zu können, ist es zunächst von zentraler Bedeutung, wie das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit gedacht wird. Auf dieses Problem hat die Diskurstheorie, in Anlehnung an Michel Foucault, eine eindeutige Antwort gefunden.⁵⁶ Sprache bilde die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht ab, Sprache schaffe die Wirklichkeit. Das unterstreicht auch Philipp Sarasin, einer der wichtigsten geschichtswissenschaftlichen Vertreter des Ansatzes. Entscheidend sei, »wie Diskurse die soziale Welt des Bezeichneten in ihrer historischen Spezifität hervorbringen«⁵⁷. Ausgehend von diesen Setzungen haben die Verfechter der Diskurstheorie den Umgang der Geschichtswissenschaft mit schriftlichen Quellen kritisiert. Lange Zeit seien Historiker davon ausgegangen, dass es eine einfache Entsprechung zwischen Sprache und Wirklichkeit gebe. Erst die Diskurstheorie habe hier ein angemessenes Verständnis ermöglicht. Doch selbst wenn dies zutreffend wäre, würde das bedeuten, ein reduktionistisches Modell von Sprache durch ein anderes zu ersetzen. Das eine Mal gibt es nur die Wirklichkeit, das andere Mal nur die Sprache. Um diese falsche Alternative zu überwinden, bietet sich erneut ein Rückbezug auf Reinhart Koselleck an, vor allem auf seinen Artikel »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte«⁵⁸. Koselleck setzt keine der beiden Seiten absolut. Stattdessen nimmt er »die lebendige Spannung zwischen Wirklichkeit und Begriff«⁵⁹ in den Blick. Für ihn verweist Sprache sowohl auf sich selbst als auch auf außersprachliche Umbrüche. An diesem Ansatz, der eine vielschichtige Analyse schriftlicher Quellen ermöglicht, orientiert sich die folgende Abhandlung.

Eine weitere methodische Frage, die für verschiedene Quellengruppen von Bedeutung ist, stellt sich beim Umgang mit Bildern. In der Geschichtswissenschaft lassen sich dabei zwei Pole ausmachen. Zum einen spielen Bilder traditionell

56 Zur Diskurstheorie in der Geschichtswissenschaft siehe: Achim Landwehr, Diskurs und Diskursgeschichte. Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, URL: http://docupedia.de/zg/Diskurs_und_Diskursgeschichte (9.2.2016); Philipp Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt am Main 2003; Jürgen Martschukat (Hrsg.), Geschichte schreiben mit Foucault, Frankfurt am Main 2002. Zum Begriff des Diskurses bei Michel Foucault siehe: Michel Foucault, Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt am Main 1991; Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1981.

57 Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 35.

58 Reinhart Koselleck, Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1989, S. 107–129.

59 Ebd., S. 128.

kaum eine Rolle. Gerade viele sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Darstellungen, darunter auch Hans-Ulrich Wehlers »Deutsche Gesellschaftsgeschichte«⁶⁰, kommen vollkommen ohne Abbildungen aus. Und selbst wenn Bilder verwendet werden, dann häufig als bloße Illustration. Zum anderen hat sich in den letzten Jahren mit der Visual History eine Forschungsrichtung etabliert, die sich ausschließlich mit Bildern beschäftigt.⁶¹ Einen Überblick bietet der Sammelband »Visual History. Ein Studienbuch«⁶², den Gerhard Paul im Jahr 2006 herausgegeben hat. In der Einleitung hebt Paul hervor, dass Bilder wichtige Quellen für »Wahrnehmungsmuster«, »Deutungsweisen« und »Medialität« seien.⁶³ Damit begriff er die Visual History ausdrücklich als einen kulturgeschichtlichen Ansatz. Demgegenüber wählt diese Untersuchung einen Zugang, der zwischen den beiden Polen liegt. Sie nimmt Bilder als Quelle ernst, ohne sie zum eigentlichen Gegenstand zu machen. Zugleich wertet sie diese nicht nur im Hinblick auf Wahrnehmungen und Deutungen, sondern auch im Hinblick auf Prozesse und Strukturen aus. Im Mittelpunkt steht für sie das Spannungsverhältnis zwischen Bild und Wirklichkeit, sei es bei Karten in Leitbildern, bei Plänen von Gebäuden, Fotografien sozialer Bewegungen oder Karikaturen in Zeitschriften.

Ein letztes übergreifendes methodisches Problem liegt in der weit verbreiteten Tendenz, den jeweils eigenen Forschungsbereich von den ihn umfassenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu trennen. Besonders ausgeprägt ist dies in der Architekturgeschichte.⁶⁴ Während die Bezüge zu gesellschaftlichen Umbrüchen eher vage bleiben, stehen ästhetische Fragen im Vordergrund. Letztlich werden Pläne und Bauten als von Architekten hervorgebrachte autonome Kunstwerke begriffen. Das zeigt sich auch in Vittorio Magnago Lampugnani's zweibändigem Werk »Die Stadt im 20. Jahrhundert«⁶⁵, das im Jahr 2010 mit dem bezeichnenden Untertitel »Visionen, Entwürfe, Gebautes« erschien. In Abgrenzung dazu verfolgt diese Studie einen anderen Ansatz. Sie wendet sich denjenigen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Verhältnissen zu, die bestimmte Leitbilder und Gebäude überhaupt erst möglich gemacht haben. Ihr besonderes Interesse gilt deswegen nicht dem wenigen Herausragenden, sondern dem vielen Mittelmäßigen.

60 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bundesrepublik und DDR 1949–1990. Bd. 5, München 2008.

61 Zur Visual History siehe: Gerhard Paul, Visual History. Version 3.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, URL: http://docupedia.de/zg/Visual_History (9.2.2016); Peter Burke, Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen, Berlin 2010; Horst Bredekamp, Schlussvortrag: Bild – Akt – Geschichte, in: Clemens Wischermann u. a. (Hrsg.), Geschichtsbilder. 46. Deutscher Historikertag vom 19. bis 22. September in Konstanz. Berichtsband, Konstanz 2007, S. 289–309.

62 Gerhard Paul (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006.

63 Gerhard Paul, Von der Historischen Bildwissenschaft zur Visual History, in: ders. (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 7–36, hier S. 25.

64 Siehe in diesem Zusammenhang: Lenger, Metropolen der Moderne, S. 17.

65 Vittorio Magnago Lampugnani, Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes. Bd. I und II, Berlin 2010.

Neben der Architekturgeschichte neigt auch die Bewegungsforschung dazu, ihren eigenen Gegenstand zu verselbstständigen.⁶⁶ Unter anderem zeigt sich dies bei Ingrid Gilcher-Holtey.⁶⁷ In ihren Arbeiten über die Ereignisse von 1968 schreibt die Historikerin der »kognitiven Konstitution der Bewegung«⁶⁸ eine zentrale Rolle zu. Nur wenn es Intellektuellen gelinge, soziale Spannungen in Orientierungsmuster zu übersetzen, kämen soziale Bewegungen auf. Doch abgesehen von dieser intellektuellen Leistung weniger stehen bei Gilcher-Holtey Bewegung und Gesellschaft weitgehend unverbunden nebeneinander. Flugblätter und Traktate verweisen so vor allem auf sich selbst. Im Unterschied dazu beruht diese Untersuchung auf einem anderen Zugang. Sie nutzt Dokumente sozialer Bewegungen als Quelle für gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge. Gerade in offen ausgetragenen Konflikten, so die Annahme, werden grundlegende gesellschaftliche Kräfteverhältnisse sichtbar. Kräfteverhältnisse, die auch vor Beginn und nach Ende dieser Auseinandersetzungen die Gesellschaft prägen. Zugleich zielt diese Studie darauf ab, die Trennung zwischen Bewegungsforschung und der Geschichte der Arbeiterbewegung zu überwinden. Um die Veränderungen nach 1973 in ihrem ganzen Ausmaß fassen zu können, ist es notwendig, beides in den Blick zu nehmen, den Aufstieg der neuen sozialen Bewegungen und den Niedergang der Gewerkschaften.

Ausgehend von diesen konzeptionellen Setzungen untergliedert sich die folgende Untersuchung in drei große Kapitel: »Der Boom. Hamburg von 1960 bis 1973«, »Die Krise. Hamburg von 1973 bis 1989« und »Die wachsende Stadt. Hamburg von 1989 bis 2008«. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der Hochkonjunktur der 1960er und frühen 1970er. Das Zweite untersucht den Niedergang, der nach dem ersten Ölpreisschock im Jahr 1973 auch Hamburg erfasste. Das Dritte nimmt schließlich das Wiedererstarken der Stadt in den Blick, das im Jahr 1989, als der Hafen sein altes Hinterland zurückgewann, seinen Anfang nahm. Jedes der drei großen Kapitel unterteilt sich wiederum in fünf Unterkapitel. Die jeweils ersten Vier wenden sich den verschiedenen Arbeitswelten in den verschiedenen städtischen Räumen zu: der im Hafen verrichteten Transport- und Industriearbeit, der in der City vollbrachten Büroarbeit, der in den Großsiedlungen und Einfamilienhausgebieten geleisteten Hausarbeit sowie den verschiedenen Formen von Tätigkeiten, die in den Gründerzeitvierteln aufeinander folgten. In diesen Unterkapiteln steht die Auswertung der Quellen im Vordergrund. Sie sind vor allem deskriptiv. Zahlreiche Bilder und ausführliche Zitate veranschaulichen die unterschiedlichen Verhältnisse. Demgegenüber

66 Zur Bewegungsforschung siehe: Roland Roth/Dieter Rucht (Hrsg.), *Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch*, Frankfurt am Main 2008; Karl-Werner Brand u. a., *Aufbruch in eine neue Gesellschaft. Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik*, Frankfurt am Main 1986.

67 Ingrid Gilcher-Holtey, *Die 68er-Bewegung. Deutschland, Westeuropa, USA*, München 2001; Ingrid Gilcher-Holtey (Hrsg.), *1968 – vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 1998.

68 Gilcher-Holtey, *Die 68er-Bewegung*, S. 11.

haben die jeweils fünften Unterkapitel einen analytischen Schwerpunkt. Unter den Überschriften »Die fordistische Stadt«, »Der Strukturbruch« und »Die neo-liberale Stadt« arbeiten sie die sich wandelnden Charakteristika der räumlichen Ordnung der Arbeitswelt heraus. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei darauf, Querverbindungen zwischen den verschiedenen städtischen Räumen und Arbeitswelten sichtbar zu machen. Zu guter Letzt wendet sich das Schlusskapitel der Frage zu, inwieweit die Ergebnisse der Fallstudie auf andere europäische Städte übertragen werden können.

Erster Teil:
Der Boom. Hamburg von 1960 bis 1973